

(Heft 2/2011)

### **Interview mit Prof. Peter Fuchs**

#### **„Keine Inklusion ohne Exklusion, keine Exklusion ohne Inklusion“**

**„Nicht-Adressiertheit entspräche einem ‚sozialen Tod‘“, konstatiert Peter Fuchs, emeritierter Professor für Allgemeine Soziologie und Soziologie der Behinderung an der Hochschule Neubrandenburg und einer der bekanntesten Weiterentwickler der Gedankenwelt Niklas Luhmanns, des Begründers der soziologischen Systemtheorie. Peter Fuchs, selbst Vater eines inzwischen verstorbenen schwerstbehinderten Jungen, beleuchtet das Begriffspaar Inklusion/Exklusion aus der Perspektive der soziologischen Systemtheorie. Professor Peter Fuchs lebt heute in Bad Sassendorf.**

**G.I.B.:** Herr Professor Fuchs, die Begriffe Inklusion und Exklusion werden, genauso wie Integration, geradezu inflationär genutzt. Erst jüngst hat die Bundesregierung eine „Initiative Inklusion“ gestartet. Was aber genau verbirgt sich hinter diesen Begriffen?

**Prof. Peter Fuchs:** ‚Inklusion‘ ist in der Tat in Gefahr, ein Modewort zu werden. Das heißt, es wird ohne begriffliche Ansprüche eingesetzt und eingemeindet in die kanonische Phraseologie, die wir von anderen Wörtern – eben nicht Begriffen – wie ‚Integration‘ oder etwa ‚Partizipation‘ schon kennen. Der Grund dafür mag die wirklich nur schwach komplexe Idee sein, Inklusion und Exklusion würden auf eine Art Raum beziehbar sein, in den man etwas einschließen oder aus dem man etwas ausschließen kann. Genau diese Vorstellung, dass die Gesellschaft und ihre Subsysteme wie Kästen seien, in denen Menschen stecken, die aus den Kästen herausfallen können, genau dieses Bild ist grotesk falsch, wenn man Inklusion und Exklusion begrifflich bestimmt. Der Pfiff der Systemtheorie ist ja gerade, dass soziale Systeme nicht von Menschen bewohnt werden. Sie werden als Umwelt solcher Systeme aufgefasst. Sie sind niemals ‚drinnen‘ in der sozialen Welt, können also gar nicht herausfallen.

**G.I.B.:** Das ist sicher ein gewöhnungsbedürftiger Gedanke, aber wenn Inklusion nicht ‚einschließen in ...‘, Exklusion nicht ‚ausschließen aus ...‘ bedeutet, was denn dann?

**Prof. Peter Fuchs:** Wir gehen davon aus, dass die elementare Einheit sozialer Systeme Kommunikation ist. Inklusion/Exklusion ist der Ausdruck dafür, wie Menschen für Kommunikation in Betracht kommen oder nicht, und natürlich dafür, in welchem Maße sie in Betracht kommen. Theoretischer ausgedrückt: Inklusion bezeichnet Markierungen von Menschen als relevant für Kommunikation. Sie ist immer verknüpft mit einem „s´adresser“, einem Sich-wenden-an ..., mit der kommunikativen Berücksichtigung des Umstandes, dass

jemand etwas mitgeteilt hat, als Mitteilender infrage kommt, als jemand, der ‚zählt‘. Das, woran diese Markierungen stattfinden, ist aber nicht der Mensch, sondern das, was wir ‚soziale Adresse‘ nennen. Die These ist, dass an der Adressabilität zentrale Lebenschancen von Menschen hängen. Nicht-Adressiertheit entspräche einem ‚sozialen Tod‘, einer Art Total-Exklusion, die jedoch nur selten vorkommt oder eigens sozial hergestellt werden muss und in Wirklichkeit nie total ist, da jede Exklusion auch – und seien es minimale – Inklusionen zeitigt. Also: Keine Inklusion ohne Exklusion, keine Exklusion ohne Inklusion.

#### **G.I.B.: Wann und wo erfolgt diese Markierung als relevant bzw. irrelevant?**

**Prof. Peter Fuchs:** Genau dann, wenn jemand durch Kommunikation als jemand aufgefasst wird, der als mitteilende Instanz von Belang ist, also relevante Umwelt von Sozialsystemen ist. Daraus folgt auch, dass Inklusion nicht automatisch etwas Positives ist. Wenn ich ein Kind anschreie, ist das natürlich auch eine Relevanzmarkierung. Man weiß ja, dass Kinder, die sich nicht beachtet fühlen, notfalls so sehr provozieren, dass der ‚Krach‘ unausweichlich ist. In älterer Diktion: Negative Zuwendung ist immer: Zuwendung. Ich finde übrigens den Aspekt der moralischen Unempfindlichkeit von Inklusion/Exklusion sehr wichtig. Wer sich im Behindertenbereich des Schemas Inklusion/Exklusion bedient, ist nicht automatisch ethisch und moralisch ‚nobilitiert‘. Das Schema eignet sich nicht für moralische Emphasen.

#### **G.I.B.: Wofür eignet es sich dann?**

**Prof. Peter Fuchs:** Zum Beispiel dafür, den Blick auf die eigene Arbeit im Kontext Behinderung im Sinne einer De-Routinisierung umzustellen. Sie wäre Inklusionsarbeit im Sinne der Ermöglichung von Relevanzmarkierungen. Ich spreche manchmal auch von ‚Adressenarbeit‘. Damit rückt jedenfalls Kommunikation stark ins Zentrum, was unter anderem bedeutet, dass das Wissen über Kommunikation in diesen Domänen erheblich ‚aufzupeppen‘ wäre.

#### **G.I.B.: Und „Integration“ ist, systemtheoretisch gedacht, ...?**

**Prof. Peter Fuchs:** ... nichts anderes als eine Strategie der Verminderung von Freiheitsgraden. Das heißt: In der Umwelt des Sozialen tritt jemand auf, der etwa im Hinblick auf Wahrnehmungsleistungen, Sinnverarbeitungsmöglichkeiten, Sprachgebrauch etc. mit sozialen Systemen nicht kompatibel ist. Das zwingt alle Beteiligten dazu, Freiheitsgrade abzugeben. Ein Zusammenhang ist immer dann integriert, wenn alle Beteiligten Freiheitsgrade abgeben bzw. lernen müssen, sie abzugeben. Das kann Riesenprobleme bereiten. Ein einfaches Beispiel: In einem Kindergarten, in dem auch Behinderte integriert sein sollen, müssen sowohl die Eltern und Erzieherinnen wie auch die behinderten und nicht behinderten Kinder auf gewohnte Freiheitsgrade verzichten, und das ist nicht etwa die Lösung eines Problems, sondern das Problem selbst. Es führt dazu, dass sich Eltern wehren gegen ‚behinderte‘ Neuzugänge, oder dazu, dass nur ein bestimmter Typus von Behinderung akzeptabel ist, ‚die Süßen‘, wenn ich so sagen darf, und nicht die Kinder, die schwer geistig und körperlich behindert sind ... Andernfalls müsste eine eigene Kraft engagiert werden, die sich nur um dieses Kind kümmert. Ich könnte noch viele dieser Probleme aufzeigen, will hier aber nur festhalten, dass Sozialsysteme wie Familien, Kindergärten, Schulen oder Unternehmen sich in ein neues, im Blick auf Freiheitsgrade reduziertes Arrangement finden müssen, sobald Integration exerziert werden soll. Der Aufwand ist beträchtlich.

Was ich verdeutlichen will, ist: Integration ist zunächst ein Problembegriff. Und die Entscheidung für Integration eine Entscheidung für Probleme.

**G.I.B.: Politische Intention von Integrationsbemühungen ist, Behinderten die gleichen Zugangschancen zum Arbeitsmarkt zu eröffnen wie allen anderen Menschen auch. Ist „Gleichheit“, genauer: sind „gleiche Zugangschancen“ nicht auch für Systemtheoretiker ein wünschbares Ziel?**

**Prof. Peter Fuchs:** Wenn man moralisch bewegt ist, kann man sich über Ungleichheit ärgern; wenn man aber etwas kühler orientiert ist, kann man sich überlegen, wie es zu diesem Gleichheitsansinnen kommt, das in der Rhetorik ihrer Frage überdeutlich als unabweisbar erscheint. So etwas gab es weder im alten Ägypten noch bei den Römern oder im Mittelalter. Gleichheit wird erst aufgrund der sozialstrukturellen Umstellung von der für das Mittelalter typischen Schichtung auf die moderne Form der Gesellschaft mit ihrer funktionalen Differenzierung zum Thema.

Wir stellen uns das Mittelalter oft als eine Art von Pyramide vor, die sich aus Schichten mit ganz ungleichen Lebenschancen zusammensetzt. Zu einer Schicht gehörte man dadurch, dass man in sie hineingeboren wurde. Alles, was einem Menschen zustoßen konnte, stieß ihm nach Maßgabe der Schicht zu, der er durch Geburt zugeordnet war. Die Grenzen zwischen den Schichten waren mit wenigen Ausnahmen undurchlässig. Menschen waren in den Schichten zwar einerseits beheimatet, andererseits aber auch auf bestimmtes Verhalten festgelegt und ohne Chance zur Individualisierung. Nicht einmal der Gedanke, dass man sich individualisieren müsste, konnte so entstehen. Mit der sozialstrukturellen Umstellung aber werden die in der Schichtung unterschiedlich bedienten Funktionen – es gab sehr gute Ärzte für feudale Herrscher, und es gab Kräuterweiblein oder zahnreißende Barbieri auf dem Land – an autonom operierende Funktionssysteme delegiert: an die Wirtschaft, das Recht, die Kunst, die Religion, das System der Krankenbehandlung. Damit entwickelt sich eine völlig andere Gesellschaft. Ein neues Legitimitätsprinzip gewinnt Prominenz, vor allem durch den Paukenschlag der Französischen Revolution, der Proklamation des freien Zugangs von allen Menschen zu allen Funktionssystemen im Modus der Gleichheit. Jetzt werden Freiheit, Gleichheit und damit auch Individualisierungschancen wichtig und avancieren zur zentralen Begleitsemantik der funktionalen Differenzierung.

**G.I.B.: Aber diese Semantik der Gleichheit ist eine Sache, eine andere ist doch das Fortbestehen von Ungleichheit?!**

**Prof. Peter Fuchs:** Ja, nur die Ungleichheit wird anders generiert, spitz formuliert: durch die Gleichheit der Inklusionschancen, die dazu führt, dass diese Chancen unterschiedlich genutzt werden können. Jeder hat zwar Zugang zu Recht, aber wer sich den besseren Rechtsanwalt leisten kann, gewinnt auch die Prozesse. Das heißt: Die neue Gesellschaft erzeugt fast unvermeidbar massive Ungleichheit. Beispielhaft dafür steht der Einschulungsprozess: Schüler werden hier per Gesetz lebensalterbezogen homogen gesetzt, also als gleichartig behandelt. Tatsächlich sind sie aber nur hinsichtlich ihres Alters gleich, nicht jedoch etwa hinsichtlich ihrer sozialen Herkunft. Das führt im Effekt zu völlig unterschiedlichen Lebenszuschnitten und Karrieren, also zu Ungleichheiten.

**G.I.B.: Muss man sich damit abfinden? Uns erscheinen moralische Vorstellungen beim Thema Behinderung nicht nur aus historischen Gründen als legitim. Oder**

**sehen Sie eine Überbetonung von Moral sogar als nachteilig an, weil daraus Probleme resultieren können?**

**Prof. Peter Fuchs:** Ja, denn wenn Fragen der Behindertenarbeit mit Moral supercodiert werden, ist man schon in einem Spiel, das im Blick auf Achtung/Missachtung oder gut/böse voreingestellt ist. Man treibt dann eine Art ‚Gerechtigkeitsarbeit‘ mit ‚Selbstbeweihräucherungstendenz‘. Andererseits kann dieses moralinsaurer ‚Suppen und Dampfen‘ als funktional begriffen werden, als Moment der Eigenintelligenz des Systems, als Habitus des Personals, der trotz hoher Belastung schlecht bezahlte Arbeit zusätzlich motiviert – nach innen und nach außen.

**G.I.B.: Welche Belastung ist das konkret?**

**Prof. Peter Fuchs:** Ich könnte viele Belastungen nennen, aber ein zentraler Punkt ist sicherlich, dass Behinderung im Unterschied zu Krankheit als irreversibel definiert ist. Da gibt es kein Heilen, kein Reparieren. Denken Sie hier paradigmatisch an schwer geistig und mehrfach behinderte Kinder, an die endlos vielen, gleichartigen, variationsarmen Arbeitstage mit oft, wenn ich so sagen darf, ‚echo-loser‘ (einseitiger) Kommunikation, die irgendwie ausgehalten werden muss. Genau in solchen Zusammenhängen wird ein moralischer Heroismus ‚gefühltes Bedürfnis‘.

**G.I.B.: An dieser Stelle drängen sich uns zwei Fragen auf, die wir gerne miteinander kombinieren möchten, weil ein inhaltlicher Zusammenhang besteht: Wenn Kommunikation und Adressabilität unabdingbare Voraussetzungen für Inklusion sind, wie kann dann Inklusion gelingen etwa bei Kindern mit schwerer geistiger Behinderung und – zweite Frage – mit welchem „professionellen“ statt „heroischen“ Bewusstsein müsste dann eine den schwerbehinderten Menschen betreuende Person an ihre Arbeit gehen?**

**Prof. Peter Fuchs:** Zunächst einmal: Inklusionssysteme müssen nicht an einseitiger Kommunikation scheitern, solange Äußerungen an Äußerungen, Informationen an Informationen anschließen und so Unterschiede ins Spiel kommen, die sozial verstanden werden können, also Anschlüsse finden, unabhängig davon, was psychisch verstanden bzw. nicht verstanden wird. Es geht also hier nicht um richtiges oder falsches Verstehen, sondern nur um die kommunikative Autopoiesis, also die Selbsterschaffung und -erhaltung eines Systems, das jedes Ereignis zu seiner Fortsetzung nutzen kann, solange angeschlossen werden kann. Das setzt bei der betreuenden Person eine hohe Aufmerksamkeit voraus im Blick auf die deutende Beobachtung von Verhalten als quasi beabsichtigte Mitteilung, die über irgendetwas ‚Vitales‘ informiert, sei es über eine besondere Not, über passierende Glückseligkeiten oder die Sehnsucht nach Zuneigung, Wärme und Geborgenheit. An dieser Stelle kommt Ethik ins Spiel.

Hier wird dann ein Begriff wichtig, der sich auf das bezieht, was Menschen für Menschen unter Einschluss ihrer Körper bedeuten. Luhmann hat dafür den Begriff ‚zwischenmenschliche Interpenetration‘ gefunden, wobei sich Interpenetration darauf bezieht, wie soziale Systeme psychischen und psychische Systeme sozialen Systemen ‚vorkonstituierte‘ Eigenkomplexität zur Verfügung stellen, und der für Luhmann ungewöhnliche Ausdruck ‚zwischenmenschlich‘ verweist auf Verhältnisse, die wir üblicherweise ‚Beziehungen‘ nennen, in denen nicht mehr Kommunikation allein die ausschlaggebende Rolle spielt und die soziologisch gleichwohl von Bedeutung sind, insofern das, was als zwischenmenschliche Interpenetration zustande kommen kann, sozial

konditioniert ist.

Man kann exemplarisch etwa an Intimsysteme bzw. deren funktionale Äquivalente denken, in denen durch das Einbeziehen der Körper und das Mitkennen vieler Eigentümlichkeiten von Menschen, die jenseits von Intimsystemen normalerweise nicht thematisiert oder überhaupt gar nicht erst bemerkt werden, eine Personalisierung stattfindet. Sie stellen eine reziproke Komplettbetreuung von Menschen im Modus der Höchstrelevanz, sprich, Liebe, dar – kombiniert mit allen Problemen, die die Kommunikation von Höchstrelevanz mit sich bringt. Intim-systemische Inklusion ist also Inklusion unter der Voraussetzung, dass Menschen nicht mehr nur als relevant für Kommunikation markiert werden, sondern als höchstrelevant – füreinander.

Die erforderliche sensible Attentionalität der betreuenden Person, ihre Daueraufmerksamkeit hinsichtlich des Lesens von Verhalten als Mitteilung von Informationen, ist eminent strapaziös, ein gewaltiger psychischer Aufwand, der die Frage nach dem „Wozu?“ aufwirft. Eine erste Antwort lautet, dass Adressabilität das Menschenrecht schlechthin ist. Mit Blick auf schwerstbehinderte Menschen kann man einwenden, dass nur eine extrem eingeschränkte Adressabilität inszeniert werden kann, aber es geht um eine Einschränkung, die das Adressieren von Menschen durch Kommunikation in einem wesentlichen Punkt dennoch vollzieht.

An dieser Stelle, und damit komme ich zum zweiten Teil Ihrer Frage, wären Überlegungen anzustellen, wie die Konturen einer Professionsethik aussehen könnten. Vorhin habe ich gesagt, dass das Medium, das die Unwahrscheinlichkeit von Intimsystemen in Wahrscheinlichkeit transformiert, die Liebe ist. Ein funktionales Äquivalent für Liebe in Inklusionssystemen muss ein de-sexualisiertes Medium sein, das wechselseitige Komplettbetreuung und Hochrelevanz ermöglicht, und das ist die Freundschaft oder Amicalität, bei der idealerweise Menschen füreinander uneigennützig große Bedeutung haben, wobei Amicalität nicht einfach ‚Gleichheit‘ herstellt, sondern durch Relevanzmarkierung (Inklusion) und den Ausschluss der Markierung von Nicht-Relevanz (Exklusion) Verschiedenheit gelten lässt. Auch wenn sich Amicalität bei der Arbeit mit behinderten Menschen im Sinne einer leitbildhaften ‚Wertschätzung‘ beobachten lässt, hat sich dieses Medium noch nicht überall durchgesetzt. Ein weiterer Grund, diesen Begriff zu erproben, liegt darin, dass Freundschaft wie die Liebe nicht verlangbar und nicht bezahlbar ist. Amicalität aber soll genau eine Verlangbarkeit bezeichnen, die auf der Basis von Gehaltszahlungen als Merkmal des Stellenprofils ermöglicht wird. Diese Transformation von Unverlangbarkeiten in amicale Verlangbarkeiten ist der Ansatzpunkt einer Professionsethik für Inklusionssysteme. Sie wäre auch Merkmal einer professionellen Exzellenz.

**G.I.B.:** Wir haben in einer Dorfgaststätte einen geistig behinderten jungen Mann gesehen, der dort bei seiner Arbeit immer mal wieder unvermittelt anfang zu singen. Personal und Gäste hatten sich mit seinem Verhalten mittlerweile offensichtlich arrangiert. Ist das nicht ein Beispiel für zwischenmenschliche Interpenetration und zugleich ein ethischer Erfolg?

**Prof. Peter Fuchs:** Vorsicht: Sie haben damit etwas beschrieben, was es bereits im Mittelalter gab: den Dorftrottel. Jedes Dorf hatte seinen Kretin, seinen Idioten, der – obwohl oder weil er sich unangepasst verhielt – zulässig war, wenn man so will. Jetzt muss man aufpassen, dass man nicht zurückrudert und in solchen Beschreibungen etwas

produziert, das auf Nettigkeit, Amüsement, Clownerie setzt. Die entscheidende Frage lautet: Wie ist die Akzeptanz jenes jungen Mannes? Wie wird er behandelt? Wird er so ernst genommen wie andere auch oder wird er zu einer Art Kneipenmaskottchen? Einerseits lässt sich als Erfolg verbuchen, dass er in Brot und Arbeit ist; andererseits würde man sich in einer ethischen Grauzone bewegen, wenn dieses Heiterkeitsmodell auf Dauer gestellt würde.

Das von Ihnen geschilderte Beispiel folgt einem Modell, das auch im deutschen Fernsehen zu beobachten ist, wenn Behinderte auftreten, etwa in Werbefilmen der Aktion Sorgenkind (heute: „Aktion Mensch“): Gezeigt werden immer die Lieben, die Lustigen, die Downies. Diese Werbung mit Behinderten entspricht genau der Riefenstahlschen Filmtechnik bei der Olympiade 1936, wo alles, was hässlich ist und abstoßend an Menschen sein könnte, raffiniert ausgeblendet bzw. ästhetisiert wird.

**G.I.B.: Dennoch: Die Anwesenheit behinderter Menschen in der Öffentlichkeit verändert die Sichtweise der anderen Menschen, der Gäste und des Personals. Ist das nicht zugleich ein Zeichen dafür, dass auch Menschen, deren Verhalten auf den ersten Blick – wie Sie zu Beginn unseres Gesprächs formulierten – „nicht kompatibel“ ist mit den gewöhnlich geltenden Verhaltensmustern, in Betriebe des ersten Arbeitsmarkts integriert werden können?**

**Prof. Peter Fuchs:** Im Lauf der soziokulturellen Evolution wurde eine Vielzahl von Abfangvorkehrungen entwickelt gegen systemgefährdende Irritationen, die relativ sicherstellen, dass viel Idiosynkratisches, also Eigentümliches, sogar Abweichendes geschehen kann, ohne die Reproduktion oder die Autopoiesis sozialer Systeme tiefgreifend zu stören. In dieser Hinsicht wird es an Beispielen für die Strapazierfähigkeit sozialer Systeme nicht mangeln, und in dieser Hinsicht lässt sich die Rede Luhmanns von der ‚Robustheit‘ autopoietischer Systeme nachvollziehen. Zu vermuten ist aber, dass diese Robustheit, diese Multikompatibilität, diese Elastizität in Schwierigkeiten gerät, wenn die relevanten Systeme in der Umwelt sich nur schwer oder gar nicht an den Funktionsbewandtnissen von Kommunikation orientieren können, oder wenn, anders formuliert, Bedingungen der Möglichkeit von Kommunikation berührt werden. Das ist nicht dann schon oder kaum der Fall, wenn jemand, der im Rollstuhl sitzt oder dem ein Arm fehlt, sich an Kommunikation beteiligt, ist aber schon dann dramatisch der Fall, wenn jemand nicht oder nur sehr eingeschränkt hören oder sprechen kann, wenn Wahrnehmungsverarbeitungsstörungen auftreten, Sinnverarbeitungsmöglichkeiten nur reduziert zur Verfügung stehen oder die Binnenzeit psychischer Systeme nicht synchronisiert werden kann mit den routinierten Zeiterfordernissen eines sozialen Systems.

Vor allem Unternehmen haben sich deshalb immer gewehrt gegen die Anstellung behinderter, insbesondere geistig behinderter Menschen, weil ihnen Fehler nicht als bewusste Entscheidung angelastet werden können. Sie sind nicht kündbar. Das für die moderne Wirtschaft charakteristische „hire and fire“, das nur bei den Beamten noch nicht angekommen ist, fällt flach. Wenn die Entscheidungen aber zurechenbar wären, entstünde ein enormer Druck. Doch wenn die behinderte Person diesem Druck nicht ausgesetzt wird, haben wir es mit Quasi-Inklusion zu tun. Und es stellt sich die Frage, ob wir die Heime, die Schutzzonen nicht einfach nur draußen fortsetzen. Das aber wäre Exklusion!

**G.I.B.:** Welche Motive haben Unternehmen nach Ihrer Auffassung, diese „Strapazen“, die die Inklusion behinderter Menschen in Betriebe bedeuten kann, auf sich zu nehmen?

**Prof. Peter Fuchs:** Zahlungen! Geld! Steuerersparnisse etc. Das einzige Motiv, das einzige Medium, das hier einschlägig wirkt, ist Geld! Das ist das Medium der Wirtschaft! Natürlich können diese Inklusionen auch Reputationsgewinne auswerfen, aber auch die lassen sich „in the long run“ im genauesten Sinne ausmünzen ... ähnlich wie das Spendenwesen, bei dem je spendende Unternehmen immer genannt werden müssen.

**G.I.B.:** Finanzielle Aspekte können in dem von uns geschilderten Fall für das Hotel keine Rolle gespielt haben. Liegen nicht vielleicht doch einfach moralische Überlegungen zugrunde?

**Prof. Peter Fuchs:** In einem Familienbetrieb wie dieser Gaststätte herrschen soziale Nahverhältnisse, insofern mag das sein. In Unternehmen größerer Dimension hingegen spielen persönliche Motive von Menschen gar keine Rolle mehr. Genau besehen sind sie eher störend, weil nicht berechenbar. Ich erinnere daran, dass wir soziale Systeme niemals als Behälter denken, die Menschen enthalten. Also auch Organisationen sind nicht ‚menschentaltig‘.

**G.I.B.:** Welche Interventionen sind überhaupt möglich, um mehr Behinderten die Chance auf eine Tätigkeit im ersten Arbeitsmarkt zu eröffnen?

**Prof. Peter Fuchs:** Wenn es um soziale oder psychische Systeme geht, rede ich nicht von Intervention, das schließe ich aus! Das Einzige, was gemacht werden kann, ist: Systeme halbwegs gescheit irritieren, denn solche Systeme können sich nur im Eigenkontakt ändern, aber nicht von außen geändert werden, so wie bei Kindern Erziehung nicht möglich ist als ‚Eingriff‘. Sie erziehen sich selbst aufgrund von Irritationen, die die Umwelt produziert.

Hilfreich ist hier die Unterscheidung von Durchgriffskausalität und Auslösekausalität, das sind zwei Begriffe aus dem 19. Jahrhundert. Das Durchgreifen auf ein Objekt ist das, was Sie unter Intervention verstanden haben, und das würde ich ausschließen. Interessant ist hingegen die Auslösekausalität, also die Idee, dass man in der Umwelt von Unternehmen Arrangements von Ereignissen erzeugen kann, die die Wahrscheinlichkeit erhöhen, dass in Organisationen die Abnahmebereitschaft für Behinderte steigt. Auslösekausalität kann man mit Auslösekapazität zusammendenken. Über welche Kapazität muss ein Arbeitsvermittler in diesem Sektor verfügen? Ich denke, dass hier Kenntnisse der Organisationssoziologie unverzichtbar sind. Was ich mitunter bemerke, ist ein unglaubliches Defizit im Blick auf diese Kenntnisse. Meistens wird ein eher alltagstheoretisches Bild von Organisationen und ihren Bewandnissen gepflegt. Ich finde das fatal.

## Das Interview führten

Manfred Keuler  
Tel.: 02041 767-152  
m.keuler@gib.nrw.de

Paul Pantel

Tel.: 02324 239466  
paul.pantel@arcor.de

### **Kontakt**

Prof. Dr. Peter Fuchs  
Hellweg 28  
59505 Bad Sassendorf (Lohne)  
Tel.: 02921 34 78 96  
vulpex1@aol.com

